

Jürgen Kocka

**Sozialgeschichte in Deutschland
seit 1945**

Aufstieg – Krise – Perspektiven

Vortrag auf der Festveranstaltung
zum 40-jährigen Bestehen
des Instituts für Sozialgeschichte
am 25. Oktober 2002 in Braunschweig

Friedrich-Ebert-Stiftung
Historisches Forschungszentrum

ISBN 3-89892-136-0
ISSN 0941-6862

Herausgegeben von Dieter Dowe
Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung
und Institut für Sozialgeschichte e.V. Braunschweig – Bonn

Kostenloser Bezug beim Historischen Forschungszentrum
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, D-53175 Bonn
(Tel. 0228 - 883-473)
E-mail: Doris.Fassbender@fes.de

© 2002 by Friedrich-Ebert-Stiftung
Bonn (-Bad Godesberg)
Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn
Druck: Toennes Satz + Druck GmbH, Erkrath
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2002

Jürgen Kocka

Sozialgeschichte in Deutschland seit 1945 Aufstieg – Krise – Perspektiven*

1969 schrieb Hans Rosenberg, einer der einflussreichsten Gründerväter der westdeutschen Sozialgeschichte, ein wenig ironisch, „dass in den letzten Jahren die sogenannte Sozialgeschichte (in den Vordergrund des Interesses gerückt und) für viele ein nebulöser Sammelname für alles (geworden ist), was in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik als wünschenswert und fortschrittlich angesehen wird.“ Zwei Jahre später lobte der britische Historiker Eric Hobsbawm die beachtliche Blüte, die die Sozialgeschichte international erreicht habe, und fuhr fort: „It is a good moment to be a social historian. Even those of us who never set out to call ourselves by this name will not want to disclaim it today.“¹

Ich war zu der Zeit noch nicht lange promoviert und bestätige rückblickend gern, dass die Sozialgeschichte damals bei uns durchaus umstritten war – manchen erschien sie beispielsweise als „Einfallstor“ der als „linksverdächtig“ geltenden Soziologie

* Der 40. Geburtstag des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn ist ein guter Anlass Bilanz zu ziehen: nicht die des Instituts, sondern die der Sozialgeschichte in Deutschland. Im folgenden wird dies versucht, aber nicht im Detail, sondern in großen Zügen, für fachlich nicht notwendig spezialisierte Leser; und nicht ohne persönliche Reminiszenzen des Autors, der als Sozialhistoriker seit den 1960er Jahren an den zu skizzierenden Entwicklungen aktiv teilnahm. Für weiterführende Anmerkungen zum Manuskript danke ich Dieter Dowe, Gerhard A. Ritter, Hans-Ulrich Wehler und Thomas Welskopp.

¹ Hans Rosenberg, Probleme der deutschen Sozialgeschichte, Frankfurt am Main 1969, S. 147; E. J. Hobsbawm, From Social History to the History of Society, in: Daedalus 100, Winter 1971, S. 20-45, hier 43 (dt.: Von der Sozialgeschichte zur Geschichte der Gesellschaft, in: H.-U. Wehler (Hg.), Geschichte und Soziologie, Köln 1972, S. 330-353, hier 351).

in die Geschichtswissenschaft“.² Aber gleichzeitig war die Sozialgeschichte für viele ein faszinierendes Projekt und *das* geschichtswissenschaftliche Feld, auf dem die radikalen, innovativen, experimentellen Neuansätze ausprobiert und durchgesetzt wurden; der Bereich also, wo die Musik spielte und auf das man als Jüngerer drängte, weil es die Zukunft zu enthalten schien.

Zwanzig Jahre vorher, in den Gründerjahren der Bundesrepublik, hätte man solch eine Erwartung nicht formulieren können. Zugegeben, es gab Vorläufer, die in die vorangehenden Jahre und Jahrzehnte zurückreichten. Doch insgesamt entstand die Sozialgeschichte in Deutschland seit 1950 erst allmählich, und dieser Entstehungsgeschichte gehe ich im ersten Teil meines Vortrages nach. Ich verfolge ihren Aufstieg bis in die 70er Jahre, als die Sozialgeschichte eine besonders eindrucksvolle Wachstums- und Blütephase durchlief, obwohl sie auch damals nur von einer Minderheit der Historiker betrieben wurde.

Heute sehen manche die Sozialgeschichte in der Krise, manche in der Auflösung begriffen, und auch die optimistischeren Beobachter der heutigen Situation würden die Sozialgeschichte nicht mehr im Brennpunkt des wissenschaftlichen, intellektuellen und ideenpolitischen Interesses sehen, wie es Rosenberg und Hobsbawm vor gut 30 Jahren taten.³ Im zweiten Teil meines Vortrags beschäftige ich mich mit den Entwicklungen der Sozialgeschichte in den letzten 20 Jahren, mit ihren Erfolgen, Wandlungen und Krisen.

² Das berichtet Wolfgang Zorn, Sozialgeschichte – eine Politische Wissenschaft?, in: P. C. Mayer-Tasch (Hg.), Münchner Beiträge zur Politikwissenschaft, Freiburg 1980, S. 50-67, hier 58.

³ Skeptisch: Geoff Eley, Is All the World a Text? From Social History to the History of Society Two Decades Later, in: Terrence J. McDonald (Hg.), The Historic Turn in the Human Sciences, Ann Arbor 1996, S. 193-243.

In einem kurzen dritten Teil werde ich eine deutsche Besonderheit herausstellen und einen Blick in die Zukunft werfen, obwohl ja Historiker als „rückwärts gewandte Propheten“ eher für die Vergangenheit zuständig sind. Hauptsächlich nehme ich die moderne Geschichte in den Blick, mithin die Forschungen und Darstellungen zur Geschichte seit dem 18. Jahrhundert

Aufstieg

Erst in den 1960er und 70er Jahren wurde die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik zwar nicht zu einem mächtigen, wohl aber zu einem respektablen und munteren Strom, der allerdings aus sehr unterschiedlichen Strömungen bestand und zunehmend über seine Ufer trat. In diesem Strom floss eine Reihe von Flüssen und Rinnsalen zusammen, die aus unterschiedlichen Quellen stammten und zum Teil weit zurückreichten. Ich nenne die vier wichtigsten.

Seit dem späten 19. Jahrhundert gab es das Teilfach „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“. *Weil* die allgemeine Geschichte, wie sie damals an den Universitäten betrieben wurde, vor allem aus der Geschichte der Staaten und der Politik bestand und sowohl die Geschichte der Wirtschaft wie auch die der Gesellschaft weitgehend ausgrenzte; *weil* die damaligen Sozialwissenschaftler, die Schmoller, Brentano, Sombart und Weber mit ihren Kollegen im Verein für Socialpolitik, Wirtschaft und Gesellschaft in enger Verknüpfung dachten und untersuchten; *und weil* tatsächlich oft ein enger sachlicher Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und sozialen Phänomenen bestand – aus diesen Gründen lag es nahe, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, wenn überhaupt, dann in enger Verbindung und getrennt von der sogenannten allgemeinen Fachhistorie zu behandeln. Eben das geschah. Seit 1893 erschien die „Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte“, nicht ohne marxistische Einflüsse; sie

ging 1903 in die „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ über, die noch heute besteht und nächstes Jahr ihr hundertjähriges Bestehen feiert. Sie enthielt und enthält Artikel zu den verschiedensten Themen: von Forschungen über die Preise landwirtschaftlicher Güter und einzelne Erfindungen über lohnstatistische Untersuchungen und Stadtstudien bis zur Geschichte von Wachstum, Konjunkturen und Krisen.

Über die Jahrzehnte hinweg gab es dann Spezialprofessuren für Wirtschafts- und Sozialgeschichte oder Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, zumeist in den wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten, und die Vertreter dieses Faches schlossen sich 1961 zur „Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ zusammen, die ebenfalls noch heute besteht. Bei der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieser Prägung handelt es sich um ein Ergänzungsfach, das sowohl gegenüber der allgemeinen Geschichte wie gegenüber den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften eine Randstellung einnahm, jedoch in der Mittelalter- wie in der Neuzeitgeschichte auf eine reiche empirische Tradition verweisen kann. In der Regel herrschte die Wirtschaftsgeschichte vor, war die Sozialgeschichte eher ein Appendix. Doch zeigt sich beispielsweise am Werk von Wolfram Fischer, wie sehr auch Sozialgeschichte in dieser Kombination zum Zuge kommen konnte.⁴

An zweiter Stelle sei die Volksgeschichte der 1920er, 1930er und 1940er Jahre genannt, die kürzlich auch in der breiteren

⁴ Ausführlicher und auch zu anderen Vorläufern der Sozialgeschichte seit dem späten 19. Jahrhundert: Jürgen Kocka, Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, 2. Aufl., Göttingen 1986, S. 59-67, 142-145, 193-195, bes. Anm. 26, 34 und 43. Die VSWG bereitet einen Rückblick auf ihre hundertjährige Geschichte vor, der 2003 erscheinen wird. – Wolfram Fischer, Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, Göttingen 1972, bes. S. 214-357. In Fischers späterem Werk tritt die Sozialgeschichte zurück.

Öffentlichkeit diskutiert worden ist und manchmal fälschlich als *die* Vorläuferin der bundesrepublikanischen Sozialgeschichte gilt – sie war in Wahrheit nur eine Vorläuferin unter anderen. Zur Volksgeschichte rechneten sich oder rechnet man heute einige damals meist jüngere Historiker, die sich in der Zwischenkriegszeit kritisch-revisionistisch von der traditionell dominierenden Staaten- und Politikgeschichte absetzten oder sie doch zu überkommen suchten, indem sie sich der Geschichte des Volkes zuwandten, und das hieß: der Geschichte der Wanderungen und Siedlungen, der sozialen Schichtung des Volkes und seiner Kultur, der Demographie und den Familienstrukturen, aber auch den Arbeits- und Besitzverhältnissen, dem Alltagsleben, den Konfessionen und den Gesellungsformen. Die Volkshistoriker forschten teilweise mit neuartigen Methoden – inspiriert durch Geographie, Soziologie und Volkskunde; sie kartographierten und quantifizierten. Die ländliche Gesellschaft fand ihr besonderes Interesse, fast immer unter modernisierungskritischem Vorzeichen. Besondere Aufmerksamkeit schenkten sie den Grenzregionen, den Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen, den sogenannten „Volksdeutschen“, dem Auslandsdeutschtum, der Landesgeschichte, den ethnischen Konflikten – oft in mehr oder weniger expliziter Kritik an der neuen Grenzziehung und der staatlichen Ordnung Mitteleuropas, wie sie aus dem Weltkrieg und den Friedensverträgen von 1919 hervorgegangen waren. Viele von ihnen standen auch der innenpolitischen Ordnung der Weimarer – und der Österreichischen – Republik ablehnend gegenüber, verstanden sich als völkisch-national, was sie dann in den 30er und 40er Jahren mit den Nationalsozialisten sympathisieren, kooperieren, ja sich identifizieren ließ – bis hin zur viel diskutierten Teilnahme einiger von ihnen an der Planung von „ethnischer Säuberung“ und „Entjudung“, die das nationalsozialistische Deutschland vorbereitete und durchführte.

Diese Gruppierung der „Volkshistoriker“ war wissenschaftlich, politisch, auch qualitativ äußerst heterogen. Doch bei einigen

von ihnen, wie Otto Brunner in Wien, Franz Steinbach und Franz Petri im Rheinland, Theodor Schieder und vor allem Werner Conze in Königsberg, verbanden sich eine höchst problematische politisch-ideologische Orientierung mit bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen im Bereich oder doch im Umfeld dessen, was man, nicht damals, aber später Sozialgeschichte nannte.⁵

Nach 1945 war diese Strömung diskreditiert. Doch die, die ihr angehört hatten, wirkten vielfach weiter. Ihre politischen Anschauungen traten entweder in den Hintergrund oder änderten sich in schwer durchschaubaren Lern- oder Anpassungsvorgängen. Auch methodisch fiel Altes weg, z. B. die Orientierung aufs Auslandsdeutschtum und die ethnisch-rassistische Kategorisierung; und es kam Neues hinzu, wie die Hinwendung zur „Industriellen Welt“ und die Aufnahme französischer Anregungen aus der Annales-Schule bei Conze. Die zur Selbstbeschreibung dienenden Begriffe änderten sich: von der Volks- über die Struktur-

⁵ Vor allem Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993; vorher: Winfried Schulze, *Von der „Politischen Volksgeschichte“ zur „Neuen Sozialgeschichte“*, in: ders., *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989, S. 281-301; und Jürgen Kocka, *Ideological Regression and Methodological Innovation: Historiography and the Social Sciences in the 1930s and 1940s*, in: *History & Memory* 2, 1990, S. 130-38. – Zuletzt Lutz Raphael (Hg.), *Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte: Die Anfänge der westdeutschen Sozialgeschichte 1945-1968* (=Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und Vergleichenden Gesellschaftsforschung 12, 2002, H. 1), Leipzig 2002 (die Einleitung des Herausgebers als knapper Überblick über den Diskussionsstand, mit Literatur, S. 7-11). Weiterhin Winfried Schulze u. Otto-G. Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt 1999; M. Fahlbusch, *Die Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften von 1931-1945*, Baden-Baden 1999; Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten*, Göttingen 2000.

zur Sozialgeschichte. Doch im 1957 von Werner Conze gegründeten Heidelberger „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ trafen sich viele der alten Volkshistoriker – etwa Conze, Schieder und Maschke – mit kooperierenden Soziologen wie Freyer, Ipsen und Jantke und bald mit Jüngeren wie Wolfgang Köllmann und Reinhart Koselleck, und dieser sich zweimal im Jahr treffende Arbeitskreis wurde zu einer wichtigen Plattform, die die entstehende, sich weiterentwickelnde Sozialgeschichte der Bundesrepublik kräftig beeinflusste.⁶ Viele wichtige Sozialhistoriker der nächsten Generation studierten und arbeiteten bei Werner Conze und Theodor Schieder, zum Beispiel Hans-Ulrich Wehler, Hans Mommsen, Wolfgang Mommsen und Wolfgang Schieder. Der Arbeitskreis besteht, in ganz anderer Zusammensetzung und an anderem Ort, noch heute.

Ich nenne eine dritte Wurzel der modernen Sozialgeschichte in Deutschland, die mit der soeben besprochenen „Volksgeschichte“ nichts gemeinsam hatte, und die ich besonders gerne erwähne: die Geschichte der Arbeiterbewegung. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der – im übrigen nicht sehr übliche – Begriff der Sozialgeschichte bisweilen synonym mit Geschichte der sozialen Frage, der unteren Schichten oder der Arbeiter gebraucht, und zwar nicht nur in Deutschland. Man denke an den *International Review of Social History*, der 1936-1939, dann

⁶ Vgl. neben den in der letzten Anmerkung genannten Titeln von Winfried Schulze und Lutz Raphael vor allem Werner Conze, *Die Gründung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte*, in: *Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik* 1979, S. 23-32; ders., *Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters*, Köln 1957; ders., *Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945*, in: *HZ* 225, 1977, S. 1-28; Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001; Hans-Ulrich Wehler, *Nationalsozialismus und Historiker*, in: Winfried Schulze u. Otto-G. Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt 1999, S. 306-339; Jürgen Kocka, *Zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik*, in: ebd., S. 340-357.

wieder ab 1956 erschien und am Anfang fast ausschließlich Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte nebst verwandten Themen behandelte. Es wurde und wird vom bedeutenden Internationala Instituut voor Sociale Geschiedenis in Amsterdam herausgegeben, das 1935 gegründet wurde, nicht zuletzt um den aus dem nationalsozialistischen Deutschland vertriebenen Marx-Engels-Nachlass und die Archivalien der verfolgten mitteleuropäischen Arbeiterparteien aufzunehmen. Wegen dieser verbreiteten Verbindung mit der Geschichte der unteren Klassen, der armen Leute, des Proletariats und der Emanzipationsbewegungen haftete dem Begriff „Sozialgeschichte“ früh und lange etwas Gesellschaftskritisches an. Auch in Deutschland lässt sich das nachweisen, etwa an den oft von Amateuren verfassten Jubiläumsschriften der Gewerkschaften oder in Karl Grünbergs „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“ (1910/11-1930, 15 Bände) mit seiner marxistisch-sozialistischen Orientierung, obwohl diese Tradition – anders als die der Volksgeschichte – durch die braune Diktatur tief beschädigt und geschwächt wurde.⁷

In dieser Tradition stand Georg Eckert, der sozialdemokratische Völkerkundler, Historiker und Kulturpolitiker, der seit 1946 an der PH Braunschweig Geschichte lehrte und 1951 das Internationale Schulbuch-Institut gründete, aber eben gleichzeitig auch sozialgeschichtlich anzureichern und den Geschichtsunterricht sozialgeschichtlich zu prägen versuchte, etwa mit Handreichungen zum „Arbeiterleben in der Frühzeit des Industriekapitalis-

⁷ Vgl. A. J. C. Rüter, Introduction, in: *International Review of Social History* 1, 1956, S. 1-7; H.-U. Wehler, Einleitung, in: ders. (Hg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln/Berlin 1966, S. 9-16, hier 11f. – Verschiedene Bedeutungen des Begriffs auch bei H. Proesler, *Hauptprobleme der Sozialgeschichte*, Erlangen 1951. – Zuletzt der Bezug von „Sozialgeschichte“ auf die Geschichte der „ordinary people“ bzw. die Geschichte von Unterdrückung, Ausbeutung und Armut bei Paul Cartledge, *What is Social History Now?*, in: David Cannadine (Hg.), *What is History Now?*, Houndmills 2002, S. 19-35, hier 22, 29.

mus“ (1948), einer Quellenedition „Aus den Lebensberichten deutscher Fabrikarbeiter. Zur Sozialgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts“ (1953) und mit Studien zur Braunschweiger Arbeiterbewegung. Seit 1961 gab Georg Eckert das „Archiv für Sozialgeschichte“ als Jahrbuch der Friedrich-Ebert-Stiftung heraus, seit 1974 geschah dies in Verbindung mit dem zunächst ebenfalls von ihm geleiteten „Institut für Sozialgeschichte“, dessen 40. Geburtstag wir heute feiern.

Dieses verlagerte seinen Hauptsitz nach Eckerts Tod (1974) nach Bonn. Während es zu Anfang vor allem die Studien externer Wissenschaftler – beispielsweise Shlomo Na’amans Lassalle-Biographie (1970) und Studien zur Geschichte der Juden in Niedersachsen (von Zvi Asaria) – gefördert hatte, konzentrierte es sich unter der Leitung Kurt Klotzbachs (1974-1989) und Dieter Dowes (seit 1989) zunehmend auf selbständige, von Institutswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen bearbeitete Forschungsprojekte: von den „Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920“ über „Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich vom 19. ins 20. Jahrhundert“ bis zur Sozialpolitik der DDR in der Ära Honecker. Das Institut hat zahlreiche Tagungen und Konferenzen veranstaltet, u. a. zu „Jugendprotest und Generationenkonflikt im 20. Jahrhundert“ (1985), zur „Zusammenbruchsgesellschaft 1944/45“ (1994) und zur „Gesellschaftspolitik und Linken Szene in den 1970er Jahren“ (2001). Die Ergebnisse sind zumeist in der institutionseigenen Veröffentlichungsreihe (bisher 23 Bände) vorgelegt worden. Das „Archiv für Sozialgeschichte“ hat sich zunächst vor allem der Geschichte der Arbeiterbewegung gewidmet, seit den 70er Jahren der allgemeinen Sozialgeschichte geöffnet, aber doch der Geschichte der politisch-sozialen Emanzipationsbewegungen seit dem 18. Jahrhundert weiterhin besondere Aufmerksamkeit geschenkt. 2002 erscheint Band 42, zum Leitthema „Arbeitsmigration in Europa nach 1945“. In bisher 22 „Beiheften“, besser „Beibänden“, zum Archiv sind Beiträge zur

historischen Theoriediskussion, umfangreiche Quelleneditionen und bibliographische Studien erschienen.

Die Geschichte des Instituts reflektiert den typischen Ausweitungprozess, den die Sozialgeschichte seit ihren Anfängen genommen hat: Es ist einem breiten Begriff von Sozialgeschichte verpflichtet, der den Bereich des Staats und der Politik nicht ausgrenzt und die Gesellschaft in ihrer Vielfalt einbezieht. Gleichzeitig ist die Arbeit des Instituts weiterhin durch die Weichenstellungen seiner Anfangsjahre geprägt. Das Interesse an Arbeitergeschichte, sozialen Bewegungen, Sozial- und Reformpolitik bleibt zentral. Eben dadurch gewinnt das Institut sein spezifisches Profil und sein besonderes Gewicht.⁸

Schließlich ein vierter Einfluss auf die sich etablierende Sozialgeschichte der Bundesrepublik, der mir besonders wichtig ist: Die 1948, aus studentischer Initiative und mit amerikanischer Unterstützung gegründete Freie Universität Berlin war mancherorts ein sehr innovativer, offener Platz. Sie ermöglichte eine ungewohnt enge Kooperation einiger ihrer Historiker mit Politikwissenschaftlern und Soziologen. Sie zog junge, experimentierfreudige Wissenschaftler an und bot ihnen Spielraum. Sie lud in ungewöhnlichem Ausmaß ausländische Gastwissenschaftler

⁸ Vgl. Hans-Peter Harstick, *Geschichte und ihre Didaktik/Georg Eckert: Wegbereiter einer neuen Konzeption von Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (1946-1974)*, in: G. Himmelmann (Hg.), *Fünfzig Jahre wissenschaftliche Lehrerbildung in Braunschweig. Festschrift, Braunschweig 1995*, S. 273-291; ders. u. Rosemarie Rümenapf-Sievers, *Georg Eckert (1912-1974)*, in: Ursula J. Becher u. Rainer Riemenschneider (Hg.), *Internationale Verständigung. 25 Jahre Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung, Hannover 2000*, S. 105-22; *In memoriam, Georg Eckert*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 14, 1974, S. XI-XVIII (einschließlich der Bibliographie seiner Schriften). – *Archiv für Sozialgeschichte* 1-42 (1961-2002); *Beihefte zum Archiv für Sozialgeschichte* 1-22 (1974-2002); *Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte* 1-23 (1970-2002).

ein, vor allem aus den USA, und darunter viele Exilanten, die Deutschland in den 30er Jahren hatten verlassen müssen, zum Beispiel Franz Neumann, Ernst Fraenkel und Hans Rosenberg. Hans Rosenberg, ein Schüler Friedrich Meineckes, hatte sich schon in den späten 20er und frühen 30er Jahren, ähnlich wie der mit ihm befreundete Eckart Kehr, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte genähert und hatte sich nach seiner erzwungenen Emigration in die USA Ansätze der dortigen Sozialwissenschaft angeeignet, auch mit Soziologen wie Reinhard Bendix eng kooperiert. Wie andere Emigranten unter den Historikern auch, hatte er begonnen, die deutsche Geschichte auf dem Hintergrund der Geschichte des Westens zu verstehen und – durchaus kritisch – die „German divergence from the West“ zu erforschen, also das, was man auf deutsch bald als „deutschen Sonderweg“ bezeichnete. Wichtige Aufsätze erschienen und bereiteten vor, was Rosenberg 1958 als Buch über Preußens Bürokratie, Aristokratie und Autokratie zwischen 1660 und 1815 veröffentlichte und 1967 als Buch über die „Große Depression und Bismarck-Zeit“. Dieses meine Altersgruppe immens beeinflussende Buch widmete er seinen „alten Schülern an der Freien Universität Berlin in den Jahren 1949 und 1950 in dankbarer Erinnerung und freundschaftlicher Verbundenheit“.

Dafür gab es gute Gründe. 1949 und 1950 unterrichtete Rosenberg als Gastprofessor an der Freien Universität und kam auch in den folgenden Jahren zu längeren Besuchen nach Berlin zurück. Er beeinflusste eine Reihe damals junger Historiker tief, und zwar in sozialgeschichtlicher Richtung, u. a. Gerhard A. Ritter, der – als Schüler Hans Herzfelds – 1952 an der FU seine Dissertation über die „Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich“ vorlegte und 1958 als Buch publizierte. Diese Arbeit argumentierte nicht nur partei- und organisationsgeschichtlich, sondern auch im engeren Sinn sozialgeschichtlich, denn sie befasste sich auch mit dem sozialen und kulturellen Milieu, aus dem die Arbeiterbewegung lebte. Ritter wurde seit den frühen 60er Jahren

am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität (und später in Münster) zum Mittelpunkt eines Kreises von Doktoranden und Habilitanden, die sozialgeschichtlich orientiert waren: Hans-Jürgen Puhle, Karin Hausen, Hartmut Kaelble, Wilhelm Bleeck und ich, später Klaus Tenfelde, Marie-Luise Recker und Rüdiger vom Bruch – um nur einige aus den 60er und 70er Jahren zu nennen. Das war eine Sozialgeschichte, die Politik- und Wirtschaftsgeschichte nicht ausgrenzte, dem Vergleich zwischen Deutschland und den westlichen Gesellschaften viel Aufmerksamkeit widmete, eine enge Verbindung hin zu den benachbarten Sozialwissenschaften pflegte und in vielfacher Hinsicht traditionskritisch war, ohne sich aus dem „mainstream“ des Faches zu entfernen, dem sie sich zugehörig fühlte, statt als Spezial- und Ergänzungsfach eine Randstellung einzunehmen.⁹

Man könnte, ja müsste andere Traditionslinien, Einflüsse, Beiträge nennen, die zur Sozialgeschichte der 60er/70er Jahre in Deutschland hinführten bzw. zu ihr gehörten. Da war Wilhelm

⁹ Vgl. James F. Tent, Freie Universität Berlin, 1948-1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen, Berlin 1988, S. 259ff. – Hans Rosenberg, Bureaucracy, Aristocracy, and Autocracy. The Prussian Experience 1760-1815, Cambridge/Mass. 1958; ders., Große Depression und Bismarck-Zeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967; Gerhard A. Ritter (Hg.), Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. FS für Hans Rosenberg zum 65. Geburtstag, Berlin 1970: das Vorwort des Hg. S. V-X; Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Sozialgeschichte Heute. FS für Hans Rosenberg zum 70. Geburtstag, Göttingen 1974, S. 9-21 (Vorwort des Hg.); Gerhard A. Ritter, Hans Rosenberg 1904-1984, in: GG 15, 1989, S. 282-302; ders., Interview, in: Rüdiger Hohls u. Konrad H. Jarausch (Hg.), Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, München 2000, S. 118-144, bes. 120-131; Jürgen Kocka, Hans-Jürgen Puhle u. Klaus Tenfelde (Hg.), Von der Arbeiterbewegung zum modernen Sozialstaat. FS für Gerhard A. Ritter zum 65. Geburtstag, München 1994, S. Vf., 3-8, 225-235, 497-502. – Weiterführend: Gabriela Ann Eakin-Thimme, Die emigrierten Historiker als Vermittler sozialgeschichtlicher Ansätze?, in: Lutz Raphael (Hg.), Von der Volksgeschichte zur Strukturgeschichte, Leipzig 2002, S. 63-85.

Treue, der in Hannover und Göttingen die Unternehmens-, Technik- und Naturwissenschaftsgeschichte wirkungsreich förderte. – Eine wichtige Rolle spielten Agrarhistoriker, vor allem Wilhelm Abel und Friedrich Lütge, die mit einem kräftigen Akzent auf Wirtschaftsgeschichte auch wichtige Anstöße für die Sozialgeschichte gaben – man denke an Abels und seiner Schüler Bedeutung für die Pauperismus- und Lebensstandard-Forschung. Der früh verstorbene Rudolf Stadelmann verdiente längst eine ausführliche Würdigung. Er schrieb nicht nur ein klassisches Buch über die Handwerker in der Revolution von 1848, er muss auch ein ungemein eindrucksvoller Lehrer gewesen sein, im Tübingen der späten 40er Jahre. Wolfgang Köllmann verband Sozialgeschichte mit Historischer Demographie und bildete wichtige Sozialhistoriker aus, beispielsweise Jürgen Reulecke. Ich lasse auch die Landesgeschichte beiseite, in der Sozialgeschichtliches immer stark gewesen ist. Auch auf die Mediävistik wäre gesondert einzugehen. In ihr hatte sich der Blick nie so sehr auf das Politische verengt wie in der modernen Geschichte.

Zwischen den einzelnen Forschungsrichtungen bestanden natürlich Verbindungen. Rosenberg wirkte nicht nur über Ritter und seinen Kreis, sondern auch über Wehler auf die junge Generation ein. Der eine oder andere Ritter-Schüler wurde in den exklusiven Conzeschen Arbeitskreis kooptiert, das geschah aber nur vereinzelt und erst seit den 70er Jahren. Ritter wirkte früh mit der Friedrich-Ebert-Stiftung zusammen, auch in wissenschaftlichen Projekten, und die förderte bekanntlich die von Eckert initiierten, später von Klotzbach und Dowe weiterentwickelten Unternehmungen im Umkreis des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn. Wolfram Fischer gehörte mehreren Kreisen an. Werner Conze leitete nicht nur den Heidelberger Arbeitskreis, sondern wurde auch Mitherausgeber der Vierteljahrschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Vor allem in den 1970er Jahren und später kam es zu vielen Verbindungen.

Aber insgesamt hielten sich klare Unterscheidungen und Grenzziehungen doch sehr lange, teils institutionell und politisch, teils methodisch, teils bloß personell bedingt.

Wenig prägender Einfluss ging in den frühen Jahren von der DDR-marxistischen Geschichtswissenschaft aus. Dort spielte Sozialgeschichte als tabuisierter Begriff überhaupt keine, als Forschungsrealität eine begrenzte Rolle: als Appendix der Wirtschaftsgeschichte und als Voraussetzung der Politikgeschichte, jedoch zunehmend im Korsett des marxistisch-leninistischen Basis-Überbau-Schemas, und deshalb nur begrenzt produktiv. Die DDR-Geschichtswissenschaft wurde damals im Westen teils wenig beachtet, teils aber als anstachelnde Konkurrenz wahrgenommen, die insofern indirekt zur Förderung und zum Aufstieg der westdeutschen Sozialgeschichte beitrug, was sich im frühen Heidelberger Arbeitskreis mit seiner antikommunistischen Strömung ebenso nachweisen lässt wie in der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn.

Hochkonjunktur

Die innere Vielfalt der aufsteigenden Sozialgeschichte sollte deutlich geworden sein, obwohl ich keineswegs erschöpfend berichtet habe. 1971 zählte ein Bericht folgende besonders interessante Themengebiete als zentral für die internationale Sozialgeschichte auf:¹⁰

- Bevölkerungswandel und Verwandtschaftsbeziehungen
- Stadtgeschichte und Urbanisierung
- Klassen und soziale Gruppen
- die Geschichte der Mentalitäten, des Kollektivbewusstseins und der Kultur in einem anthropologischen Sinn

¹⁰ Hobsbawm (wie Anm. 1), S. 33.

-
- die Veränderung ganzer Gesellschaften, z. B. Modernisierung und Industrialisierung
 - soziale Bewegungen und soziale Proteste.

Wenn all das und mehr zur Sozialgeschichte gehörte, was war es dann, was sie zusammenhielt und ausmachte? Warum fasste man so viel Verschiedenes unter einer Kategorie – Sozialgeschichte – zusammen? Was war der gemeinsame Nenner und das Besondere der Sozialgeschichte?

Was die verschiedenen Richtungen der Sozialgeschichte in gewisser Weise einte, war das, wovon sie sich absetzten, wogegen sie sich wandten. Herkömmlicherweise war die allgemeine Geschichte, wie sie sich als Massenfach an den Hochschulen im 19. Jahrhundert etabliert hatte und in den Schulen gelehrt wurde, im Wesentlichen Politikgeschichte, Geschichte der Staaten und ihrer Beziehungen – jedenfalls im Kern. Davon setzte sich Sozialgeschichte ab und rückte stattdessen Teile, Bereiche, Aspekte der Wirklichkeit in den Blick, die die sogenannte allgemeine Geschichte vernachlässigte, dies oft in enger Verbindung mit der ebenfalls abgedrängten Ökonomie. Herkömmlicherweise war die Geschichtswissenschaft primär an Ereignissen, Handlungen und großen Akteuren interessiert. Dagegen machte Sozialgeschichte das Recht der Verhältnisse und langfristigen Veränderungen, der Strukturen und Prozesse geltend und versprach ihre Untersuchung. Herkömmlicherweise berücksichtigte die Fachhistorie eher die Entscheidungen, Handlungen und Ideen der Führenden, der Eliten, der großen Gestalten der Geschichte. Dagegen machte Sozialgeschichte die Untersuchungswürdigkeit der kleinen Leute, des Volkes, besonders (aber nicht nur) der Arbeiter geltend. Herkömmlicherweise herrschten in der allgemeinen Geschichte verstehende Methoden und erzählende Darstellungsweisen vor. Dagegen fragten die Sozial- und Wirtschaftshistoriker explizit nach Ursachen und Folgen und betonten, jedenfalls häufig, die Notwendigkeit, ergänzend andere Verfahren zu be-

nutzen: Statistik, Kartographie, Typologie, theorieorientierte Argumentation und Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften. In all dem war die Sozialgeschichte (oft zusammen mit der Wirtschaftsgeschichte) eine Rand- oder Oppositionswissenschaft. Sie gewann ihre Einheit – soweit sie sie gewann – aus der Differenz zum Etablierten.¹¹

Eben das machte sie in den 60er und 70er Jahren so attraktiv. Sie passte in das gesellschaftskritische Klima der Zeit, sie passte zu den sich damals durchsetzenden sozialökonomischen Wirklichkeitsdeutungen, sie passte auch in die Bundesrepublik, die sich zwar sehr deutlich durch ihre Verfassung, aber erst recht durch ihre erfolgreiche Gesellschaft und ihre noch erfolgreichere Wirtschaft definierte. Die Sozialgeschichte reüssierte in einer Zeit, da Traditionskritik „boomte“ und man Geschichte studierte, um aus ihr zu lernen und sich von ihr zu befreien, nicht aber, um sich mit ihr zu identifizieren. Die Geschichtswissenschaft, dies gaben auch manche ihrer wichtigsten Sprecher zu, war ein wenig rückständig geworden „mit ihrer einseitigen Pflege politischer Historie ... und einer allzu sublimierten Geistesgeschichte“, etwas hilflos angesichts des zur Untersuchung anstehenden „modernen Massenmenschentums“.¹² Sozialgeschichte versprach die notwendige Modernisierung des Faches, versprach internationale Öffnung vor allem nach Westen, versprach interdisziplinäre Kooperation mit den erfolgreichen Nachbarfächern.

Sozialgeschichte war ja nicht nur die *Geschichte eines Teilbereichs* historischer Wirklichkeit, nämlich die Geschichte der sozialen Strukturen, Prozesse und Handlungen im engeren Sinn, also die Geschichte der Klassen, Stände und Schichten, der Unternehmen, Vereine und Netzwerke, der Arbeitsverhältnisse, der Mobilität, Familie, Sexualität, Urbanisierung, Industrialisierung

¹¹ Dazu ausführlicher: Kocka, Sozialgeschichte (wie Anm. 4), Kap. II.

¹² So Gerhard Ritter, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft, in: HZ 170, 1950, S. 1-22, hier 9.

etc. Die Sozialgeschichte war vielmehr auch eine *Betrachtungsweise*, die Politik, Kultur und Wirtschaft nicht ausgrenzte, aber von der Gesellschaft her interpretierte. In diesem Sinn wurde (und wird) Sozialgeschichte auch Gesellschaftsgeschichte genannt. Als solche beschäftigte sie sich mit den großen geschichtspolitisch zentralen Themen wie Imperialismus oder Nationalsozialismus, Diktatur und Demokratie. Sie fragte – oft ideologiekritisch – nach den sozialen Voraussetzungen und Folgen politischer und kultureller Phänomene, versuchte sie sozialgeschichtlich zu erklären, oft durch Rekurs auf mächtige Interessen und soziale Konflikte, später auf verbreitete Erfahrungen. Sozialhistoriker nahmen aktiv an den lebhaften Diskussionen über den Ort des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte teil und gehörten nicht selten zu den Vertretern einer kritischen These vom deutschen Sonderweg, im Vergleich zu den westlichen Demokratien, all das mit Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert.

Damals expandierte das Hochschulsystem. Es gab sogar einige neue Lehrstühle, die „Sozialgeschichte“ im Titel trugen. Es gab neue Universitäten, die – wie Bielefeld und Bochum – zu Zentren der Sozialgeschichte wurden. Es gab große wissenschaftliche Werke, wie die vielbändigen „Geschichtlichen Grundbegriffe“ von Brunner, Conze und Koselleck, ein Werk, das Begriffs- und Sozialgeschichte verband. Es gab neue Zeitschriften wie „Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“, die seit 1975 erscheint. Die Thematik der Sozialgeschichte blieb vielfältig und wurde immer vielfältiger, doch damals war die Arbeitergeschichte zentral. Nichts elektrisierte die Jüngeren mehr, und ich erinnere mich an die Zeit, da man in Bielefeld kaum jemanden von auswärts zum Vortrag einladen und mit ihm den Saal füllen konnte, es sei denn, er oder sie sprach irgendwie über die unteren Schichten, die soziale Ungleichheit, das Proletariat oder die Arbeiterbewegung. Das wa-

ren die 70er Jahre, die klassische Zeit der Sozialgeschichte in Deutschland und international.¹³

Erfolg und Krise

Seitdem ist sehr viel geschehen.¹⁴ Ich versuche mich dem in drei Schritten zu nähern: 1. Sozialgeschichte in der Erweiterung – 2. Der Sieg als Niederlage – 3. Die Wendigkeit des Zeitgeists.

„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ hieß ein Literaturbericht Werner Conzes Mitte der 1970er Jahre.¹⁵ Seitdem hätten viele Literaturberichte so überschrieben werden können. Doch Erwei-

¹³ Vgl. Jürgen Kocka, Sozialgeschichte - Strukturgeschichte - Gesellschaftsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 15, 1975, S. 1-42. - Eine zeitgenössische Beurteilung der Situation: Georg G. Iggers, Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft, München 1978, S. 97-156; H.-U. Wehler, Bibliographie zur modernen deutschen Sozialgeschichte (18.-20. Jahrhundert), Göttingen 1976; sowie K. H. Kaufholds Sammelberichte in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 115, 1979, S. 272-315 (über 1975-1977); 118 (1982), S. 430-497 (über 1978-1982).

¹⁴ Als Überblicke vgl. Gerhard A. Ritter, Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: J. Kocka (Hg.), Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989, S. 19-88; überarbeitet als: ders., The New Social History in the Federal Republic of Germany, London 1991; J. Kocka, Sozialgeschichte – gestern und heute, in: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hg.), Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft, Berlin 1994, S. 15-31; Thomas Welskopp, L'histoire sociale du XIX^e siècle: tendances et perspectives, in: Le Mouvement Social 200, Juli/Sept. 2002, S. 153-62 (das Heft ist der „Sozialgeschichte in Bewegung“ gewidmet); H.-U. Wehler, Bibliographie zur neueren deutschen Sozialgeschichte, München 1993; Peter N. Stearns (Hg.), Encyclopedia of European Social History 1350-2000, New York 2001.

¹⁵ Werner Conze, Sozialgeschichte in der Erweiterung, in: Neue Politische Literatur 19, 1974, S. 501-08.

terung führt irgendwann zur Entgrenzung und damit zum Identitätsverlust.

Lange hatten sozialökonomische Kategorien in der Sozialgeschichte dominiert und damit verbunden: Berufszugehörigkeit, Klassenlage, ständischer Status und Schichtung. Von Seiten der Frauengeschichte, in Texten von Frauenhistorikerinnen wurde dies früh kritisiert und – später mit Unterstützung von Männern und Männlichkeitshistorikern – revidiert. In den 80er und 90er Jahren haben sich auch in Deutschland, später als in England und USA, geschlechtergeschichtliche Themen und Sichtweisen voll durchgesetzt. Das ist – in vielen Debatten, Konflikten, ja Kämpfen – ein neues, sehr produktives Feld in der Sozialgeschichte (darüber hinaus in der Geschichtswissenschaft überhaupt) geworden und hat das Gesamtbild gehörig verändert. Irgendwie wusste man ja immer: Der Mensch ist nicht nur Arbeiter, Bauer oder Bürger, sondern auch Mann oder Frau. Zum forschungsorganisierenden Prinzip wurde die Einsicht aber erst spät. Karin Hausen hat in Deutschland Pionierdienste geleistet.¹⁶

Lange hat in der Sozialgeschichte der struktur- und prozessgeschichtliche Blick dominiert, die Sozialgeschichte war gegen die Übertreibung der Ereignis- und Handlungsgeschichte angetreten, sie hatte sich geradezu dadurch definiert. Die „Alltagsgeschich-

¹⁶ Vgl. Annette Kuhn u. Gerhard Schneider (Hg.), *Frauen in der Geschichte*, Düsseldorf 1979; Ute Daniel, *Bibliographie zur Sozialgeschichte von Frauen 1800-1914*, in: E. Walter (Hg.), „Schrieb oft, von Mägdarbeit müde.“ *Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800. Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit*, Düsseldorf 1985, S. 247-78; Karin Hausen u. Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt am Main 1992; Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt 1986; Gisela Bock, *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2000; Gunilla-F. Budde, *Geschlechtergeschichte*, in: Christoph Cornelißen (Hg.), *Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Frankfurt 2000, S. 282-294.

te“ der 1980er Jahre bestand dagegen auf der Notwendigkeit, dass man auch – wenn nicht gar primär – erforschen müsse, wie die Menschen der Vergangenheit ihre Wirklichkeit wahrnahmen, erfuhren, verarbeiteten und durch Handeln beeinflussten, und zwar nicht so sehr die Großen der Geschichte, sondern die kleinen Leute, Männer wie Frauen. Nicht die großen Zusammenhänge, Strukturen und Prozesse wie Kapitalismus, Industrialisierung oder Revolution sollte man erforschen, sondern die einzelnen Biographien, das Leben im Dorf oder Stadtteil, den einzelnen Streik, am besten die Katzenmusik und das Haberfeldtreiben. Mikrogeschichte statt Makrogeschichte, Geschichte von innen und unten wurde gefordert, gegen die akademische Sozialgeschichte mit ihrem angeblich „kalten Blick“ und ihrer theoretischen Orientierung. Dafür trat man nicht zuletzt in den halbprofessionellen „Geschichtswerkstätten“ ein, doch Alltagsgeschichte wurde in anderer Weise auch in der akademischen Geschichtswissenschaft, etwa von Alf Lüdtke, gefördert. Es gab hitzige Debatten und großen Streit. Mittlerweile ist der Begriff „Alltagsgeschichte“ ganz aus der Mode gekommen. Aber die Sozialgeschichte hat sich nachhaltig verändert, denn die Geschichte der Wahrnehmungen, der Erfahrungen, der Verarbeitungsweisen, der Alltagspraxis, hat dort ihren Platz gefunden. Man untersucht, zum Beispiel, nicht mehr nur die Häufigkeit von Auf- und Abstieg zwischen den Schichten und ihre Ursachen im Wandel der Zeit, sondern auch, wie die Menschen den Aufstieg und Abstieg erfuhren, ihn verarbeiteten oder auch herbeiführten, soweit dies die Quellen erlauben.¹⁷

¹⁷ Die Auseinandersetzung erreichte auf dem Historikertag 1984 ihren Höhepunkt. Vgl. F.-J. Brüggemeier u. J. Kocka (Hg.), „Geschichte von unten – Geschichte von innen“. Kontroversen um die Alltagsgeschichte, Fernuniversität-Gesamthochschule in Hagen 1985 (Kurseinheit). – Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main 1989. – Wichtige Fortschritte erbrachte die Anwendung von „Oral History“ im Bereich der Sozialgeschichte. Vgl. Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History, Frankfurt am Main 2. Aufl.

Dann die Hinwendung zur Kultur, die kulturalistische Wende, der Aufstieg der neuen Kulturgeschichte seit den 80er Jahren. Der Begriff „Kultur“ hat in den verschiedensten Geistes- und Sozialwissenschaften während der letzten zwei Jahrzehnte eine steile Karriere erlebt, wobei oft an ältere Traditionen angeknüpft wurde. Für die Geschichtswissenschaft bedeutete das einerseits die Hinwendung zu besonderen *Themen*, etwa zur Geschichte des Zuckers, der Mode, des Hoftheaters, aber auch der volkstümlichen Feste oder der Symbolik in Nationsbildungsprozessen. Andererseits fanden kulturgeschichtliche *Betrachtungsweisen* größere Resonanz, d. h. die Historiker nahmen, bei welchem Thema auch immer, verstärkt in den Blick, dass die historische Wirklichkeit in hohem Ausmaß gedeutete oder zu deutende Wirklichkeit ist. Damit rückten neue Zentralbegriffe in den Vordergrund, etwa Lebensweise und Lebenswelt, Identität und Differenz, das Selbst und das Andere. Schließlich brachte die kulturalistische Wende den Historikern eine neue Grundsatzdebatte ins Haus, in der bisweilen die Kulturgeschichte als Alternative zur Sozialgeschichte profiliert, der Sozialgeschichte entgegengesetzt worden ist und umgekehrt.

Ich werde diese Debatte nicht nachzeichnen, nur so viel sei angemerkt: Zweifellos hat der Aufstieg der Kulturgeschichte für die Sozialgeschichte eine Herausforderung bedeutet – und eine Konkurrenz im Bemühen um Resonanz, öffentliche Aufmerksamkeit und Wirkung. Zweifellos finden sich Kriterien zur Abgrenzung von Sozialgeschichte und Kulturgeschichte, wenn man das will.¹⁸ Wichtiger aber scheint mir im Augenblick dies: In der

1985. Zuletzt A. Lüdtkke, „Alltagsgeschichte“, in: Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, S. 21-24.

¹⁸ Der Begriff „Gesellschaft“ – zentral für die Sozialgeschichte – führt Bedeutungsaspekte mit sich, die im Kulturbegriff nicht oder nur schwach präsent sind. „Gesellschaft“ bezieht sich auf einen Zusammenhang, der nicht nur (und nicht in erster Linie) durch absichts- und bedeutungsvolle

Praxis ist es sehr früh zu interessanten Verbindungen zwischen Sozial- und Kulturgeschichte gekommen, bei Klassikern wie Riehl, Burckhardt, Lamprecht und Weber; in unserer Zeit in den Forschungen zur Arbeiterkultur besonders in den 70er Jahren, also im klassischen Jahrzehnt der Sozialgeschichte und in ihrer damals zentralen Thematik, der Arbeitergeschichte.¹⁹ Solche Verknüpfungen haben in den letzten zwei Jahrzehnten stark zugenommen. Die historische Bürgertumsforschung ist ein exzellentes Beispiel dafür. Seit den frühen 80er Jahren wurde sie kräftig betrieben: im Conzeschen Arbeitskreis unter dem maßgebli-

Handlungen und Verhaltensweisen konstituiert wird, sondern (auch) durch Interdependenzen struktureller Art; für die historische Gesellschaftsanalyse – und damit die Sozialgeschichte – geht es um Einstellung *und* Position, Erfahrung *und* Interesse, Verstehen *und* Analyse, um beabsichtigte Ergebnisse *wie* um unbeabsichtigte Bedingungen und Folgen. Die kulturgeschichtliche Sicht tendiert dagegen zur Einebnung dieser Spannungen durch Vernachlässigung der strukturellen Seite. Vgl. J. Kocka, Zur Rekonstitution der Sozialgeschichte heute, in: Stefan Jordan u. Peter Th. Walther (Hg.), Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft. Festschrift Wolfgang Küttler, Waltrop 2002, S. 235-243, 238. – Allzu scharfe Entgegensetzung von Sozial- und Kulturgeschichte bei: Hans-Ulrich Wehler, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998, bes. S. 142-53; ders., Das Duell zwischen Sozialgeschichte und Kulturgeschichte: die deutsche Kontroverse im Kontext der westlichen Historiographie, in: Francia 28/3, 2001, S. 103-10. – Ein zu breiter, unscharfer, grenzenloser Begriff von Kulturgeschichte in: Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte, Frankfurt am Main 2001. – Weiterführende Beiträge zur Problematik in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte Heute, Göttingen 1996, bes. die Einleitung (S. 7-13) sowie der Beitrag von Thomas Mergel (S. 41-77); ders. u. Thomas Welskopp (Hg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-debatte, München 1997, bes. die Einleitung der Herausgeber (S. 9-35).

¹⁹ Vgl. Geschichte und Gesellschaft 5, 1979, H. 1; Gerhard A. Ritter (Hg.), Arbeiterkultur, Königstein 1979; bereits ders., Die Arbeiterbewegung im wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratie und die Freien Gewerkschaften 1890-1900 (1959), 2. Aufl. Berlin-Dahlem 1963, S. 219-27; Dieter Langewiesche, Zur Freizeit des Arbeiters, Stuttgart 1979.

chen Einfluss von M. Rainer Lepsius, in Bielefeld, also der damaligen Hochburg der Sozialgeschichte; in Frankfurt am Main und anderswo.²⁰ Dabei ist das Bürgertum nicht als Klasse, sondern – in seiner Verbindung von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum – sowohl als soziale Formation wie auch als Kultur definiert und untersucht worden. Die Bürgertumsforschung ist für die Sozialgeschichte von Anfang der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre ähnlich zentral gewesen wie die Arbeitergeschichte für die 70er Jahre. Viele andere Beispiele ließen sich nennen, etwa die Protoindustrialisierungsforschung mit ihrer stark kulturgeschichtlichen Dimension oder die neuere Nationalismusforschung mit ihrem Interesse an Körpergeschichte und Performanz.²¹ Insgesamt lässt sich konstatieren, dass sich die Sozialgeschichte kulturgeschichtlich angereichert hat, während sich ihre einstmals so feste Anbindung an die Wirtschaftsgeschichte lockerte. Die Volkskunde und die Kulturanthropologie oder die Ethnologie haben Sozialhistorikern heute oft mehr zu bieten als die Soziologie und die Politikwissenschaft.

Schließlich ein Blick auf die „linguistische Wende“, die in den letzten zwei Jahrzehnten in einigen Geistes- und Sozialwissenschaften stattgefunden hat.²² Aus unterschiedlichen Gründen und aufgrund verschiedenartiger Anstöße ist die Sprache neu ins

²⁰ Vgl. Thomas Mergel, Die Bürgertumsforschung nach 15 Jahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 41, 2001, S. 515-538 (mit ausführlichen Literaturangaben).

²¹ Vgl. Hans Medick, Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: Robert Berdahl u.a. (Hg.), Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt 1982, S. 157-204; Svenja Goltermann, Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860-1890, Göttingen 1998.

²² J. E. Toews, Linguistic Turn and Discourse Analysis in History, in: International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences, Bd. 13, London 2001, S. 8916-8922.

Zentrum des theoretischen Selbstverständnisses, der methodologischen Reflexion und der empirischen Forschung gerückt. Dies ist auch an der Geschichtswissenschaft nicht spurlos vorbeigegangen.

Einerseits sind Grundsatzdiskussionen darüber geführt worden, inwieweit die Welt als Text zu verstehen und zu entschlüsseln sei, ob die Geschichtswissenschaft überhaupt etwas anderes zum Gegenstand haben kann als Texte und ob es jenseits der Texte Wirklichkeit gebe, deren Erkenntnis die Geschichtswissenschaft anstreben kann. Diese Diskussion und ihre oft agnostizistisch-relativistischen Konsequenzen lasse ich hier beiseite. Auf die Wissenschaftspraxis haben sie ohnehin nur wenig Einfluss gehabt, jedenfalls hierzulande.

Forschungspraktisch ist wichtiger, dass es wieder üblicher geworden ist, beispielsweise in Dissertationen, das nachzuzeichnen, was frühere Autoren, Sprecher, Beobachter zu bestimmten Problemen geschrieben, gesagt und gedacht haben. Ideengeschichte haben wir das früher genannt, und darüber wollte die Sozialgeschichte gerade hinauskommen. Diskursgeschichte nennt man das heute, offenbar in Anlehnung an eine Diktion, die durch Michel Foucault populär geworden ist. Mit Sozialgeschichte hat das wenig zu tun, es sei denn, man kann das einlösen, was ein anspruchsvoller Diskursbegriff wirklich verlangt: nach den strukturellen und prozessualen Bedingungen und Folgen von rekonstruierbaren Texten, Reden und Gedanken zu forschen und damit das Rekonstruierte zu hinterfragen. Wenn dies gelingt, hat Diskursgeschichte sehr viel mit Sozialgeschichte zu tun, wie es einzelne gelungene Beispiele zeigen: Ein Klassiker ist Gareth Stedman Jones' Buch „Languages of Class“ von 1983.²³

²³ Vgl. Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem „Linguistic Turn“?, in: Geschichte und Gesellschaft 23, 1997, S. 134-151; Willibald Steinmetz, „Diskurs“, in: Jordan (Hg.), Lexikon Geschichtswissenschaft (wie Anm.

Doch der „linguistic turn“ hat noch eine dritte Spur in der Sozialgeschichte eingezeichnet, die vielleicht die wichtigste ist und die es auch künftig zu pflegen gilt. Wir begreifen heute besser und nehmen ernster, was man als Weberianer im Prinzip immer wusste oder doch wissen konnte: dass nämlich historische Wirklichkeit immer auch Konstrukt ist, und zwar Konstrukt in doppelter Weise: zum einen sind Kollektivphänomene wie „Klasse“ oder „Nation“ immer auch Ergebnisse menschlichen Denkens, sprachlicher Kommunikation und historischer Diskurse, früher wie heute. Sie sind immer auch Produkte des Denkens und Sprechens, und insoweit Konstrukte – „erfunden“, wie man manchmal leichthin und leichtfertig sagt, und das hat etwa in der historischen Nationalismusforschung eine interessante Forschungstradition angestoßen, im Anschluss an Benedict Andersons Buch „Imagined Communities“ von 1983. In der Geschichte der Klassen wurde das noch nicht konsequent genug ausgenutzt, aber beispielsweise Thomas Welskopp arbeitet daran.²⁴

Doch wenn man historische Phänomene auch als Konstrukte begreift, bedeutet das zugleich, dass man anerkennen muss, wie sehr die Wirklichkeit, die wir als Historiker beschreiben und erklären, durch unsere eigenen Begriffe, Gesichtspunkte und Fragestellungen mitgeprägt, mitkonstruiert wird. Daraus folgt weder relativistische Resignation noch postmoderne Beliebigkeit. Vielmehr folgt daraus, dass wir verstärkt, auch in der Sozialgeschichte, über unsere Begriffe nachdenken, deren Geschich-

17), S. 56-61; Hans-Erich Bödeker (Hg.), Begriffsgeschichte, Diskursgeschichte, Metapherngeschichte, Göttingen 2001.

²⁴ Vgl. Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main 1993 (engl. Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1993). – Thomas Welskopp, Klasse als Befindlichkeit? Vergleichende Arbeitergeschichte vor der kulturhistorischen Herausforderung, in: Archiv für Sozialgeschichte 38, 1998, S. 301-336.

te bedenken und entsprechende selbstreflexive Passagen in unsere Darstellungen einfügen. Ein Beispiel: Es reicht selbst in einem sozialgeschichtlichen Überblick derzeit nicht mehr aus, etwa für die Zeit um 1900 mitzuteilen, wie sich die deutsche Bevölkerung auf Ober-, Mittel- und Unterschichten und die Erwerbstätigen auf Selbständige, Angestellte und Arbeiter verteilten. Vielmehr hat man zumindest einige Sätze oder Passagen über die Entstehung, die Berechtigung, die Implikationen der gewählten Kategorien einzufügen, die man benutzt und mit denen man die damalige Wirklichkeit ordnet. Und manchmal wird diese begriffsgeschichtliche und begriffsproblematisierende Reflexion dann spannender als das quantitative Ergebnis selbst, das durch die gewählten Kategorien ermöglicht und vorgeformt wird.²⁵

Halten wir einen Moment inne. Geschlechtergeschichte, Alltagsgeschichte, Kulturgeschichte, linguistische Wende – unter diesen Stichworten habe ich einige Entwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte referiert: Sozialgeschichte in der Erweiterung, so kann man das nennen. Aber in der Auseinandersetzung mit diesen Tendenzen, in den damit verbundenen lauten Debatten und stillen Rezeptionsvorgängen, hat sich die Sozialgeschichte auch nachhaltig verändert. Andere Fragen, Methoden und Themen stehen heute im Vordergrund als in den 70er Jahren. Manches ist auch verloren gegangen. So sind die Neigung und die Fähigkeit zum Quantifizieren bedauerlicher Weise schnell wieder verschwunden. Die statistisch bearbeiteten Datensätze, um deren Sammlung sich bspw. die Arbeitsgruppe „Quantum“ lange verdient gemacht hat, warten derzeit vergeblich auf interessierte

²⁵ Vgl. Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000; zuletzt Reinhart Koselleck, „Begriffsgeschichte“, in: Jordan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 17), S. 40-44.

Benutzer.²⁶ Auch die neue Distanz zur Wirtschaftsgeschichte ist für die Sozialgeschichte nicht nur ein Gewinn. Die harten Restriktionen des materiellen Lebens treten oft allzu sehr in den Hintergrund, die Lust am kulturgeschichtlichen Detail kann auch den Blick auf den Ernst, die Not, die Enge und die Monotonie vergangenen Lebens verstellen. Die klassische Frage nach Interessen und Ideologien rückt allzu sehr an den Rand. Die Arbeitergeschichte hat es schwer. Es würde lohnen, Marx wieder zu lesen. Wer sich ein paar Jahrzehnte lang in der Sozialgeschichte getummelt hat, kann nicht anders, als von ihrer Modeabhängigkeit beeindruckt zu sein.

Doch die Bilanz sähe falsch aus, würde sie die Verluste in den Mittelpunkt rücken. Zentral sind vielmehr die Veränderung, die Erweiterung, die Bereicherung, die Expansion der Sozialgeschichte – Expansion auch in dem Sinn, dass die Sozialgeschichte, dass sozialgeschichtliche Betrachtungsweisen und -themen breit und tief in die allgemeine Geschichte eingedrungen sind und diese verändert haben.

Man nehme den „Gebhardt“, das wichtigste Handbuch der deutschen Geschichte. Seine 8. und 9. Auflage, beide in den 1950er Jahren konzipiert, stellten deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts in chronologischen Abschnitten am Leitfaden der Politikgeschichte dar und waren so sehr auf Politik- und Ideengeschichte konzentriert, dass am Schluss, auf den ganzen Zeitraum bezogen, ein separates Kapitel „Wirtschafts- und Sozialgeschichte

²⁶ Vgl. Heinrich Best u. Wilhelm Heinz Schröder, Quantitative historische Sozialforschung, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Methode*, München 1988, S. 235-66. In anderen Ländern wird die quantifizierende, mit sozialwissenschaftlichen Begriffen und analytischen Methoden arbeitende Sozialgeschichte jedoch in reduziertem Maß weiterbetrieben. Vgl. etwa Larry J. Griffin u. Marcel van der Linden (Hg.), *New Methods for Social History* (=International Review of Social History, Suppl. 6), Cambridge 1999.

Deutschlands“ angehängt wurde. Die derzeit auf den Markt kommende 10. Auflage des Gebhardt sieht keine separaten Kapitel für Sozialgeschichte vor. Vielmehr ist *jedes* chronologische Kapitel von Sozialgeschichte durchdrungen und durch eine integrale Geschichtssicht geprägt, die Politik-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte einbezieht, aber die Sozialgeschichte auch, und zwar in sehr gewichtiger Weise.²⁷

Nimmt man beides zusammen: die *innere Expansion* der Sozialgeschichte, ihre Bereicherung, Ausdifferenzierung und damit manchmal auch Fragmentierung in immer mehr spezialisierte Teilbereiche zum einen, und ihre *äußere Expansion*, d. h. ihr siegreiches Eindringen in die allgemeine Geschichte, die sich dadurch fundamental verändert hat, dann kann man nachvollziehen, warum es heute weniger notwendig, sinnvoll, ja möglich ist, von *der* Sozialgeschichte als eines mit sich identischen Faches oder einer mit sich identischen Betrachtungsweise zu sprechen.

Wovon sie sich früher kritisch, oppositionell oder auch nur randständig unterschied, das hat sie mittlerweile erfolgreich durchdrungen. Aber die Sozialgeschichte definierte sich immer durch Differenz. Mit ihrem mächtigen Gegner verliert sie zugleich einen Teil ihrer Identität. Auch deshalb spielt das Wort „Sozialgeschichte“ heute eine viel geringere Rolle als 1970. Ist das ein Sieg? Ist das eine Krise? Oder beides zusammen? Jedenfalls: kein Grund zur Klage, im Gegenteil.

²⁷ Vgl. Herbert Grundmann (Hg.), Bruno Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3: Von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg, 8. Aufl., Stuttgart 1960; Wolfgang Reinhard, Probleme deutscher Geschichte 1495-1806; Reichsreform und Reformation, 1495-1555 (=Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Aufl., Bd. 9), Stuttgart 2001, S. 35-47; Jürgen Kocka, Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft (=Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Aufl., Bd. 13), Stuttgart 2001, S. 40-44 (und zu beiden Bänden das Vorwort der Herausgeber).

Wodurch kommen solche tiefgreifenden Veränderungen zustande? Zum einen ist es die innerwissenschaftliche Dynamik. Manches weiß man einfach nach ausgiebiger Forschung besser. Beispielsweise hat die Arbeitergeschichte gezeigt, dass sich die politische Einstellung und Entscheidung einzelner Arbeiter im Kaiserreich – pro oder contra Engagement in der Arbeiterbewegung, pro oder contra SPD – aus ihrer sozialökonomischen Stellung, unter Berücksichtigung auch ihrer Geschlechtszugehörigkeit, auch dann nicht sicher voraussagen oder voll erklären lässt, wenn man diese sozialökonomische Stellung in allen Einzelheiten und immer raffinierter untersucht. Und damit wird der Blick auf anderes gelenkt: auf die Religiosität, auf Lebenslauf und Alter, auf Erfahrungen und kulturelle Prägungen, auch auf die politischen Gegebenheiten, die zum Engagement einladen oder auch nicht. Auch dann bleibt ein Erklärungsrest, man wird insgesamt vorsichtiger, doch zweifelt man insbesondere an der Durchschlagskraft sozialökonomischer Erklärungen. Umgekehrt haben die sozialgeschichtlichen Forschungsergebnisse so viel Überzeugungskraft entfaltet, dass sie auch von Historikern rezipiert worden sind, die sich nicht als Sozialhistoriker bezeichnen würden. Schließlich ist auf ein Grundprinzip unseres Wissenschaftsbetriebs zu verweisen: Das Neue wird hoch prämiert, Innovation gilt viel, man profiliert sich durch neue Fragen und neue Ergebnisse viel besser als durch die gründliche Ausarbeitung bereits entdeckter Pfade. Das hat problematische Seiten, gibt dem Fach etwas Kurzatmiges, erklärt aber auch ein Stück seiner beobachtbaren Dynamik.

Doch die Veränderungen eines Faches hängen in noch höherem Maße von Wandlungen des intellektuellen Klimas, des öffentlichen Bewusstseins, des Zeitgeistes ab. Nicht die Quellen, die wir erforschen, ändern sich dadurch, wohl aber die Fragen, die uns und andere interessieren.

Es ist zweifellos so, dass der Glaube an die Überzeugungskraft sozialökonomischer und sozialstruktureller Erklärungen allgemein nachgelassen hat. Das hängt mit vielem wechselseitig zusammen: mit dem Niedergang des Marxismus schon vor, erst recht nach 1989/90 wie auch mit der verbreiteten postmodernen Skepsis gegenüber systematischer Erklärung und Zusammenhangserkenntnis überhaupt. Das Verhältnis zur Geschichte hat sich geändert. Sie ist nicht uninteressanter geworden, ganz im Gegenteil; doch man beschäftigt sich mit ihr heute öfters aus anderen Motiven: nicht nur und nicht so sehr, um aus ihr zu lernen, sondern viel häufiger als früher auch, um den eigenen Ort zu klären, zu wissen, woher man kommt, und damit Identität zu bilden. Die Kategorie des „kollektiven Gedächtnisses“ ist wichtig geworden, die Sparte „Erinnerung“ boomt, und den entsprechenden Bedarf deckt eher eine erzählende Geschichtsschreibung und nicht notwendig die Sozialgeschichte, zu deren Eigenarten und Stärken immer eine analytische Herangehensweise, die Suche nach Erklärung und eine gewisse Sperrigkeit gehören.

Vielleicht kann man so weit gehen, dem medial geprägten Kulturbetrieb eine gewisse Unterhaltungssucht und ein gewisses Spielbedürfnis zu unterstellen, woraus sich für zeitgeistnahe Wissenschaften die Einladung oder Verführung zu eher flexiblen, unsystematischen, ein bisschen voluntaristischen, bunten Reflexen ergibt – kein guter Rahmen für Sozialgeschichte der geschilderten Art, vielmehr eher für manche Varianten von Kulturgeschichte und Vignetten über „Erinnerungsorte“. Aber all dies ist schwer zu beurteilen und noch schwieriger zu beweisen, denn man ist ja noch „mitten drin“. Außerdem: es könnten ja auch der Reiz und die Antriebskraft einer Wissenschaft in der Resistenz gegenüber dem Zeitgeist liegen.

Eine deutsche Besonderheit

Ich habe eine Geschichte vorgetragen, die keine deutsche Besonderheit darstellt. Vielleicht kam die Sozialgeschichte in Deutschland ein bisschen später und ein wenig schwächer in Schwung als in Frankreich, England und USA. Von dort haben wir viel gelernt. Sicher gab es bei uns etwas mehr prinzipielle Diskussion und theoretische Debatte. Dass es deutschen Historikern darum gehen musste, die Geschichte des Nationalsozialismus zu bearbeiten und mit ihr ins Reine zu kommen, hat auch die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik beeinflusst. „History of a people with politics left out“ (G. M. Trevelyan) – das war die hiesige Sozialgeschichte eigentlich nie. Politik blieb zu wichtig und zu ernst, um beiseite gelassen werden zu können, hier mehr als anderswo.²⁸ Zweifellos weist jede nationale Entwicklung ihre Eigenarten auf, die hier nicht zu behandeln sind. Doch im Großen und Ganzen entsprach die für die Bundesrepublik geschilderte Entwicklung einem allgemeinen Trend, der sich ähnlich in den Geschichtswissenschaften Westeuropas und Nordamerikas findet.²⁹

Mit einer wichtigen Ausnahme: Außer dem Koreanischen war das Deutsche die einzige Sprache, in der neben einer Geschichtswissenschaft des westlichen Typs eine marxistisch-leninistisch gelenkte Geschichtswissenschaft betrieben wurde.

Die Entwicklung der DDR verlief grundlegend anders als in der Bundesrepublik. In der DDR blieb die Sozialgeschichte lange ganz peripher, mit einigen Ausnahmen. Dazu rechneten Werke in der Arbeitergeschichte (vor allem Hartmut Zwahr), in der sozialgeschichtlich orientierten Volkskunde (Wolfgang Jacobeit)

²⁸ Vgl. Georg G. Iggers, *The Social History of Politics. Critical Perspectives in West German Historical Writing Since 1945*, Leamington Spa 1985.

²⁹ Christoph Conrad, *Social History*, in: *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Bd. 21, London 2001, S. 14299-14306.

und einer besonderen Art von Kulturwissenschaft (Dietrich Mühlberg). In der Lockerung der 80er Jahre zeigte sich dann, dass auch im Rahmen eines verbindlich gemachten marxistischen Schemas interessante Sozialgeschichte entstehen konnte.³⁰

Die beiden Geschichtswissenschaften beobachteten einander und beeinflussten sich. Unausgesprochen maßen sich die DDR-Historiker an ihren westdeutschen Kollegen, die sie gleichzeitig kritisierten und – politisch korrekt – zurückwiesen. Mit der Massivität und der wenig attraktiven Orthodoxie des Marxismus in der DDR wie auch mit dem Kalten Krieg in ein und demselben Land hing zusammen, dass marxistische Ansätze in der westdeutschen Sozialgeschichte sehr schwach gewesen sind, ungleich schwächer als in England, Italien und Frankreich. Doch die Ost-West-Spannung war auch produktiv. In einigen Bereichen wirkte die DDR-Konkurrenz als Ansporn im Westen, setzte Förderungsmittel frei und Ideen in Gang. Die Arbeiter- und die Arbeiterbewegungsgeschichte gehörten dazu. Dieser Ansporn ging 1989/90 zu Ende.

Perspektiven

Es steht nicht zu erwarten, dass die Sozialgeschichte insgesamt jemals wieder die faszinierende Oppositionswissenschaft werden kann, die sie jahrzehntelang war. Dafür fehlen ihr allein schon die Gegner. Der Begriff wird seine frühere Zauberkraft nicht

³⁰ Vgl. Georg G. Iggers (Hg.), *Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte*, Frankfurt 1991 (darin auch Beiträge von Jan Peters und Helga Schulz); Horst Handke, *Sozialgeschichte – Stand und Entwicklung in der DDR*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Sozialgeschichte im internationalen Überblick*, Darmstadt 1989, S. 89-108; Wolfram Fischer u. Frank Zschaler, *Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, in: Jürgen Kocka u. Renate Mayntz (Hg.), *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch*, Berlin 1998, S. 361-434.

zurückgewinnen. Für die begrifflich-programmatische Bündelung der unterschiedlichen Felder und Richtungen als „Sozialgeschichte“ besteht nur noch selten Anlass.

Andererseits wird in vielem erst heute geerntet, was in den 70er Jahren begonnen wurde.³¹ Vieles ist heute selbstverständlich, was vor fünfzig Jahren noch programmatisch gefordert wurde und dann mühsam zu erkämpfen war. In vielen ihrer Teile blüht die Sozialgeschichte durchaus, ohne immer so genannt zu werden. Veränderung ist für eine Wissenschaft normal. Sie wird sich fortsetzen und ist, wie immer, nicht voll vorauszusagen.

Zudem verbreitet sich der Eindruck, dass der Kulturalismus und die Diskursgeschichte, die in den letzten zehn Jahren boomten, ihren Zenit überschritten haben. Manches spricht dafür, dass ein neuer „social turn“ bevorsteht, nach dem „cultural turn“ und dem „linguistic turn“ der 80er/90er Jahre. Er wird keine Rückkehr zur Sozialgeschichte der 60er/70er Jahre bringen, aber doch „das Soziale“ – vielleicht als „Praxis“ – neu in den Vordergrund rücken.³² Die Zeit ist danach. Ein Institut für Sozialgeschichte, ein „Archiv für Sozialgeschichte“, hat auch für die nächsten vierzig Jahre viel zu tun.

Eine der großen Herausforderungen ist die Transnationalisierung. Seit der Wende von 1989/90 haben wir Schübe beschleunigter Internationalisierung erlebt. In der Sozialgeschichte hat es zwar eine zunehmende Zahl internationaler Vergleiche gegeben,

³¹ Hervorragendes Beispiel: Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, bisher 3 Bde., München 1987-95 (Bd. 4 und 5 in Vorbereitung).

³² Dazu sehr interessante Anregungen in Victoria E. Bonnell u. Lynn Hunt, Introduction, in: dies. (Hg.), *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley 1999, S. 1-32, bes. 26; sowie die Beiträge von Thomas Mergel, Sven Reichardt und Thomas Welskopp zur Sektion „Gemeinschaft und Politik. Praxistheoretische Ansätze in der Geschichtswissenschaft“ auf dem 44. Deutschen Historikertag in Halle/Saale am 11.9.2002.

aber im Großen und Ganzen blieb sie hierzulande doch im nationalgeschichtlichen Rahmen oder darunter, nämlich auf regionaler bzw. lokaler Ebene. Wie muss sie sich ändern, um den tiefreichenden transnationalen Erfahrungen und den daraus folgenden globalen Erwartungen zu entsprechen? Das aber wäre ein neues Thema.³³

Der Untersuchungsbereich der Sozialgeschichte hat sich kräftig erweitert und ausdifferenziert. Ihre Außenabgrenzung ist noch durchlässiger und unschärfer geworden. In vielfältiger Hinsicht hat sie sich durchgesetzt. Doch ist sie weiterhin durch Merkmale gekennzeichnet, die von vielen anderen Historikern nicht geteilt werden. Dazu gehört die Zurückweisung eines strikten methodologischen Individualismus, der im politischen Bereich seine Entsprechung einstmals in Margaret Thatcher fand; sie war bekanntlich der Meinung, dass es so etwas wie Gesellschaft nicht gebe; Sozialgeschichte ist nicht nur an einzelnen Biographien und Begebenheiten interessiert, sondern immer auch an kollektiven, an gesellschaftlichen Phänomenen, und dazu gehört: soziale Ungleichheit der verschiedensten Art.³⁴ Dann ist da das Unbehagen an der „Balkanisierung“ der Geschichtswissenschaft, an ihrer Fragmentierung durch Überspezialisierung; dagegen setzt die Sozialgeschichte das Interesse an Zusammenhangserkenntnis

³³ Vgl. Heinz-Gerhard Haupt u. Jürgen Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt 1996; Hartmut Kaelble, *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt 1999; Jürgen Kocka, *Comparison and Beyond*, in: *History and Theory* 42, 2003, S. 39-44 (im Erscheinen); sowie die Diskussionsbeiträge, die zum Thema „Transnationale Zugriffe“ in lockerer Folge in „Geschichte und Gesellschaft“ erscheinen, seit Jg. 27, 2001, H. 3; u. a. hier S. 464-79; Jürgen Osterhammel, *Transnationale Gesellschaftsgeschichte: Erweiterung oder Alternative?*

³⁴ Vgl. S. James, *The Content of Social Explanation*, Cambridge 1984; C. Bird, *The Myth of Liberal Individualism*, Cambridge 2001.

durch Betonung des Sozialen im weitesten Sinn.³⁵ Zu den unaufgebbaren Überzeugungen der Sozialhistoriker gehört weiterhin, dass die Welt der Geschichte nicht hinreichend als Zusammenhang von Erfahrungen, subjektiven Deutungen, Diskursen und Handlungen erschlossen werden kann, vielmehr Erfahrungen, Deutungen, Diskurse und Handlungen Bedingungen und Folgen haben, die in ihnen nicht oder nicht offen präsent sind; sie sind als – auch soziale – Strukturen und Prozesse zu analysieren.³⁶

Am wichtigsten aber dürfte sein, dass die Sozialgeschichte nicht aufhört, kausale Fragen zu stellen und darauf Antworten zu suchen. In vielen Bereichen der Geschichtswissenschaft, besonders in der Kulturgeschichte, ist in den letzten Jahrzehnten eine gravierende Interessenverschiebung zu beobachten: von den Ursachen der Phänomene zu ihrer Bedeutung und von der Erklärung zurück zum Verstehen.³⁷ In der Sozialgeschichte interessiert man sich auch für die vielfältigen Bedeutungen der historischen Phänomene, die sie für die Zeitgenossen besaßen und für die rückblickenden Historiker besitzen. Ohne verstehende Verfahren kommt auch die Sozialgeschichte nicht aus. Doch verliert die Geschichtswissenschaft an begreifender Kraft, wenn sie die Frage nach den Ursachen und das Ziel der Erklärung ganz beiseite rückt. In der Sozialgeschichte, wenngleich nicht nur in ihr, stellt man dagegen weiterhin die Frage nach Ursachen und Folgen, so schwer sie auch oft zu beantworten ist.

³⁵ Vgl. Cartledge, *What is Social History Now?* (wie Anm. 7), S. 21f. zu einigen Diskussionsbeiträgen im anglo-amerikanischen Bereich.

³⁶ Vgl. Kocka, *Zur Rekonstitution der Sozialgeschichte heute* (wie Anm. 18), S. 236-41.

³⁷ David Cannadine, *Preface*, in: ders. (Hg.), *What is History Now?*, Houndmills 2002, S. VII-XIV, bes. X.